Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 220 (1947)

Artikel: Der Besuch des Teufels
Autor: Hügli, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655394

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Besuch des Teufels

Ein Diebsgeschichtlein von Emil Hügli

Kurz vor der Fastnacht saßen zur Zeit der Abenddämmerung zwei ziemlich düstere Gesellen in der Gaststube des nicht minder düstern Pintleins „Zum Tannenbaum", das außerhalb des Dorfes Beerlikon in der Nähe des dunklen Waldes steht. Aus den kleinen Fläschchen und Gläschen, die vor den Gästen auf dem Tische standen, stieg ein scharfer Duft auf, der nur hin und wieder vom Rauch des schlechten Tabaks „übertroffen" wurde, den sie rauchten. Die beiden schienen eine ziemlich heikle Sache im Schilde zu führen, denn sie sprachen nur mit gedämpften Stimmen und in Andeutungen zueinander.

Der Pintenwirt selber nahm von Zeit zu Zeit am Ausschank selber einen tüchtigen Schluck, aber seine Gäste etwa belauschen zu wollen, das fiel ihm nicht ein, und so verließ er denn öfters die gut geheizte Stube und begab sich vor die Haustür, um sich den kalten Februarwind um die Stirn fächeln zu lassen, was er als eine Wohltat empfand. Er, der Pintenwirt, war nämlich ein ebenso guter Diplomat wie der größte Hotelier, und er wußte so gut wie der geriebenste Oberkellner eines Grand Hotels, daß man sich nicht unberufenerweise in die Unterhaltung der Gäste einmischen soll, die unter sich etwas zu besprechen haben. Nein, Gäste muß man soviel als möglich gewähren lassen, wenn sie nur schließlich ihre Zeche bezahlen konnten. Und die beiden Gesellen hatten schon noch etwas Geld auf sich, das hatte er bereits festgestellt, als sie den ersten „Pfiff" bezahlten, um dann sogleich noch einen zweiten, später sogar noch einen dritten zu bestellen.

Den einen kannte er übrigens noch von früher her; der war nämlich noch vor einem halben Jahre Viehknecht beim hablichen Hubelbauer gewesen; er hatte auch schon damals gerne einen Teil seines Lohnes in Flüssiges umgesetzt. Seither schien allerdings Jakob oder Köbel, wie man ihn nannte, nicht die besten Zeiten durchgemacht zu haben; aber — was brauchte das ihn, den Wirt, zu kümmern? Ein paar abgerissene Sätze hatte er immerhin bei seinem absichtslosen Hin- und Hergehen vernommen; so auch, daß Köbel einmal sagte, das werde ihm ein Hauptspaß sein, den Teufel zu spielen,

Grundsteinlegung im Kinderdorf Pestalozzi in Trogen

Photopreß, Zürich

und ein andermal, wie er auf die Bemerkung seines Kameraden erwiderte: „Nie so günstig; der Bub ist dann eben allein mit der alten Magd zu Hause; 's war letztes Jahr auch so . . ."

Als die beiden Burschen auch noch den letzten „Pfiff" bezahlt und sich verabschiedet hatten, gingen dem Wirt noch eine Weile die Fetzen von dem Gespräch, die er erhascht hatte, im Kopf herum. So viel hatte er ja gemerkt, daß sich der Köbel auf die Fastnacht freute, um sich alsdann als Teufel zu verkleiden und einer alten Magd und einem jungen Buben Furcht einzujagen. Dabei kam ihm aber auch gleich in den Sinn, daß just der Hubelbauer eine alte Magd in seinem Dienst hatte, daß anderseits auch des Bauern einziger Sohn, der Karli, noch ein unerwachsenes Bürschchen war. Und jetzt war er der Sache auch schon halbwegs auf der Spur: weil sonst das Maskentreiben in dieser Gegend streng verboten war, wollte das ehemalige Knechtlein die Maskenfreiheit der Fastnacht benützen, um als Teufel dem Hubelhof einen Besuch abzustatten . . Zu welchem Zwecke wohl?

Doch das ging ihn ja nichts an. Die beiden hatten ihre „Erfrischung" bezahlt, und damit basta!

* * *

Umsonst hatte Köbel nicht fast ein Jahr lang auf dem Hubelhof gedient. Er kannte die Verhältnisse dort oben in Haus und Stall. Er wußte auch ganz gut, wo der Bauer das bare Geld aufbewahrte, das dieser immer zur Verfügung haben wollte: dort in der Wohnstube im alten Sekretär. Schon als Knecht hätte er sich gerne hin und wieder etwas aus dem Vorrat herausgeholt. Das wäre jedoch damals „zu riskant" gewesen, und so ließ er's bleiben, obschon ihn das Möbelstück mit dem Metallinhalt immer von neuem anzog wie ein gewaltiger Magnet. „Nun: aufgeschoben ist nicht aufgehoben", tröstete er sich alsdann. Und nun stand die gute Gelegenheit bevor. Köbel wußte nämlich auch, daß der Bauer schon seit Jahren jeweilen am Fastnachtsdienstag mit seiner Frau in die nahe Stadt fuhr, wo diese eine Schwester hatte, deren Mann sich ein Vergnügen daraus machte, den verwandten Landleuten den Fastnachtsbetrieb in der Stadt zu zeigen. Sehr unbequem war nur, daß jetzt ein junger, tüchtiger Knecht in des Hubelbauern Dienst stand, ein fester Bursche, der das Abenteuer, das Köbel zu unternehmen trachtete, leicht zuschanden machen konnte, zumal ja auch ein wachsamer Hofhund zur Hand war.

Deshalb war zwischen den beiden abgemacht worden, daß Friedel den jungen Knecht im Laufe des Nachmittags, womöglich samt dem „Bari", vom Hubelhof wegzulocken suchen sollte, indem er ihn, den er von sonntäglichen Wirtschaftsbesuchen her wohl kannte, zu einem währschaften Schmaus und Trunk im „Schwanen" einlud. Am Abend sollte der Friedel alsdann den versprochenen Lohn für seine Dienste bekommen, nachdem das Knechtlein verabschiedet worden war.

Und siehe! Es ging alles nach Plan und Wunsch. Am Nachmittag des Fastnachtsdienstags war Friedel, der Helfershelfer, wie zufällig zum Hubelhof gekommen, traf den Knecht vor dem Stall, fing mit ihm zu plaudern an, und in der Erinnerung an gemeinsam verlebte, vergnügte Stunden kamen sie sich kameradschaftlich entgegen. Aloys zeigte dem harmlos plaudernden Friedel die Kühe im Stall, die Vorräte auf der Tenne und in der Scheune, und er bedauerte nur, daß er ihm den schönen „Braunen" nicht auch zeigen konnte, mit dem der Bauer und seine Frau zur Stadt gefahren waren.

Für diese Freundlichkeiten wußte sich Friedel erkenntlich zu zeigen, und so lud er denn in der Tat den Aloys mit der verführerischen Bemerkung: „Du mußt doch auch ein Fastnachtsfreudelein haben", zu einem gemütlichen Schoppen und Imbiß ein.

So kam es denn, daß gegen den eindämmernden Abend Friedel und der junge Knecht auf dem nördlichen Sträßchen des Hubels nach dem Dorf hinunter, dem „Schwanen" zu wanderten, freudig umtanzt und umbellt vom Hofhund, während eben zur selben Zeit auf dem Südsträßchen der Teufel in fürchterlicher Gestalt dem Hubelhof zustrebte. Dieser Leibhaftige hatte lange in einem dichten Gebüsch am Wege gelauert, um abzuwarten, bis es seinem Genossen gelungen war, das Knechtlein wegzulocken.

„Hähä, er ist in der Falle", stellte der Schwarze mit einem kurzen wiehernden Lachen fest, und

mit echten Teufelssprüngen bockte er nun dem Hofe zu. Mit der einen pechschwarzen Hand streckte er eine gewichtige Teufelsgabel in die Luft — eine eiserne, an einem Ende gegabelte Stange, die man für den Fall, daß der Hubelbauer den Sekretär abgeschlossen haben sollte, vortrefflich als Brecheisen benutzen konnte. In der andern schwarzen Hand aber trug er an einem Kettlein eine kleine durchlöcherte Büchse, in der ein Stück Schwefel verborgen war, den er nun in Brand steckte.

Mit einem fürchterlichen Gebrüll, mit dem er nicht nur Angst zu wecken, sondern auch sein schlechtes Gewissen zu überschreien suchte, hüpfte er bald darauf über die Schwelle des Bauernhauses.

„Uh, uhuu! Quä! Quä! Quä!" So entfuhr es in tierischen Lauten seinem von einem brandroten Bart struppig umwucherten Maul. Mit ein paar Sätzen und weiterhin schrecklich brüllend hopste er nach der Küche, wo richtig die alte Gret mit Geschirr hantierte wie schon früher immer um diese Zeit. Jetzt stand er auch schon beim Herd und schrie und pfiff und tanzte. Kein Wunder, daß die alte Magd mit lautem Entsetzensschrei ein paar Tassen fallen ließ und mit den Rufen: „Hilfe! Hilfe! Der Teufel, der Teufel, o je, o je!" zur Küche hinaus rannte, durch den Gang ins Freie, dann hinüber nach dem Stall, dessen Tür sie mit einem Donnerschlag hinter sich zuwarf und abriegelte.

„'s geht gut, 's geht famos", dachte der Teufel, „und jetzt, hoppla, ins Wohnzimmer, an den Sekretär." Doch da lief ihm im Gang eben der vierzehnjährige Bub des Hubelhofbauern, der Karli, in die Quere, der von dem Gebrüll des Teufels und von dem Geschrei der Magd aufgeschreckt worden war und herbeieilte. Karli hatte noch gesehen, wie sich Gret geflüchtet, und nun stand der Schwarze ganz in seiner Nähe und schrie wieder: „Quä-quä" und „Uhuuu"! Und dann drohte er: „Pack dich fort, du Fötzel, oder ich spieß' dich auf meine Gabel .. uh!"

Da machte freilich nun auch Karli kehrt; aber nicht, daß er zum Haus hinaussprang; er wandte sich vielmehr der Treppe zu, die in den obern Stock führte und die er, Tritte überspringend, emporeilte. Das war zwar nicht ganz nach dem Wunsch des Teufels. Immerhin war die Luft jetzt rein, nur daß ihn selber der Schwefelrauch aus seinem Büchslein in die Nase stach, daß er — hatschi! — niesen mußte.

Jetzt im Galopp an den Sekretär. „Quä-quä!" brüllte er noch ein paar Male, wie er nun durch die Schlafstube nach der Wohnstube hüpfte ... Ei, wahrhaftig, dort stand noch das ersehnte Möbel mit dem ersehnten Inhalt.

„Teufel!" entfuhr es dem Teufel, als er nun feststellen mußte, daß der Falldeckel verschlossen war. Er hätte gerne drauf verzichtet, ihn aufzubrechen; doch nun mußte es sein. So begann er denn mit der umgekehrten Gabel, mit dem Brecheisen, zu hantieren; dabei biß ihn aber wieder der Schwefeldampf in die Augen und reizte ihn zum Niesen: „Hatschi!" Das kommt davon, wenn man ein Teufel sein will und nicht an den Höllenstank gewohnt ist! Und nochmals: „Hatschi!"

Zu gleicher Zeit knallte jetzt von der nach dem Korridor führenden Türschwelle her ein regelrechter Schuß, und — Hatschi! — wie das liebe Höllenfeuer brannte ihn auf einmal das Fell unterhalb des aufwärtsgebogenen Teufelschwanzes. Da ließ Satan mit eins Brecheisen und Schwefelbüchse fallen, griff mit beiden Händen nach der wirklich diabolisch schmerzenden Rückenwölbung. Jetzt schrie er nicht mehr „uhuuu" und „quä-quä", sondern „au, au, au!" und „Teufelwetter"! Und ehe Karli dazu gekommen war, den zweiten Hahn der Doppelflinte zu spannen, war der Schwarze unter Hinterlassung seiner Gabel und seiner Parfümschachtel, mit deren Schwefelrauch sich jetzt echter Pulverdampf vermischte, wie der Teufel davongesprungen, durch Wohn- und Schlafzimmer und Korridor flüchtend — hinaus, ins Freie. Karli kam noch eben recht, um die zweite Schrotladung als Schreckschuß vor der Hausschwelle loszulassen, als er den nun arg hinkenden Teufel im Buschwerk hinter der Scheune verschwinden sah.

Das nächste, was dieser tat, war, daß er sich die Fastnachtsverkleidung vom teilweise blutenden Leibe riß, zum nächsten Brunnen eilte und rasch alles Höllische aus dem Gesicht zu waschen suchte. Dann zottelte er verstohlen, während ihm wider Willen vor Schmerzen Tränen

Der Rhein wieder schiffbar bis Basel. Drei Frachter bei der Einfahrt in das Kleinhüninger Hafenbecken. Sie brachten in der Hauptsache Öl, Benzin und Getreide nach der Schweiz

Photopreß, Zürich

aus den Augen rannen, auf dem Sträßlein, das er heraufgekommen war, wieder abwärts, dem Pintlein „Zum Tannenbaum" entgegen, wo er den Wirt bat, ihm für den Abend und die Nacht ein Zimmer zur Verfügung zu stellen.

Als Zusammenkunftsort nach vollbrachter Tat war zwar mit Friedel der „Schwanen" bestimmt worden. Dort aber wartete nun der Komplize, nachdem er den Knecht nach Hause geschickt, stundenlang vergeblich auf den demaskierten Teufel und den versprochenen Hehlerlohn. Aber seine Befürchtung, daß der Dieb den ganzen Raub wohl für sich allein behalten wolle, stimmte denn doch nicht.

Dagegen sprachen dann am frühen, wirklich noch aschgrauen Morgen des Aschermittwochs die „Grünen", wie die Landjäger in Anspielung auf ihren grünen Waffenrock in der Gegend genannt werden, beim Wirt „Zum Tannenbaum" vor, um sich nach dem verschwundenen Teufel zu erkundigen. Der Wirt sagte kein Wort (denn darauf, daß er seinen Gast „mit keinem Wort" verraten habe, wollte er sich auch später berufen können); er runzelte nur die Stirn und deutete mit dem Daumen nach der Zimmerdecke. So fanden denn die Grünen den Gesuchten bald in einer kleinen Kammer, ganz seitwärts im Bette liegend. Er machte noch einen schwachen Versuch, sich harmlos zu geben und für den Dienstagnachmittag ein Alibi vorzutäuschen. Sogleich hob jedoch der eine der Landjäger die Bettdecke auf, indem er bemerkte:

„Warum noch lügen, Köbel? Siehst du, jetzt ist schon alles aufgedeckt!" Der andere „Grüne" sagte indessen mit einem grimmigen Lächeln: „Das ‚Absitzen' wird ihm schwer fallen!" Alsdann hießen sie den angeschossenen Teufel sich erheben und nahmen ihn in Gewahrsam.

In Beerlikon kann man aber seither das fliegende Wort hören: „Das ist der reinste Hubelkarli", was genau soviel bedeuten will, wie wenn man anderswo sagt: Der fürchtet keinen Teufel!

Erstmals wieder „Wyberschießen". Blick in den Schießstand. Oben ein sinnvoller Spruch, der seit Jahrzehnten über den Schüpfheimer Schießständen hängt

Photopreß, Zürich

Carnegie-Stiftung vor!

„Hast du gehört, der Willi hat das medizinische Studium aufgegeben und will umsatteln!" — „Alle Achtung! Das ist eine Tat, die unzähligen Menschen das Leben rettet!"

Doppelter Sieg

Als der verwachsene französische Marschall Herzog von Luxembourgh Wilhelm III. von England zum viertenmal geschlagen hatte, rief dieser in seiner Verzweiflung aus: „Eine Schande, von einem Buckligen wie Luxembourgh immer wieder besiegt zu werden!" Dieser kränkende Ausspruch wurde dem Herzog überbracht, doch er traf ihn nicht. Mit gutgespieltem Erstaunen antwortete er: „Woher weiß Wilhelm, daß ich bucklig bin? Er hat mich doch nie von hinten gesehen!"

In der Schule behandelt die Lehrerin die Hochzeit zu Kana. Sie möchte den Kleinen nun gern beibringen, daß die Verwandlung des Wassers in Wein ein Wunder sei. Aber niemand will das gesuchte Wort finden. Da sagt sie: „Loset jitz einisch, was hei de ächt die Hochzytsgescht alli dänkt, wo der Herr Jesus das Wasser i Wy het chönne verwandle?" — Da endlich hält ein Knirps die Hand hoch und sagt: „Dä Ma dert lade mer de ds nächste Mal wieder y!"